

# Unterhaltungsblatt.

Als Beylage zur Bresburger Zeitung No. 46.

Freitag, den 11. Juny 1819.

---

## Rathgeben durch Fabeln.

Es ist verdrießlich sich auf eigene Kosten Geschicklichkeit in der Politik zu erwerben; es ist weit besser, die Fehler und Irrthümer Anderer mit Aufmerksamkeit zu beobachten, um sich vor den Widerwärtigkeiten, welche dieselben nach sich ziehen, verwahren zu lernen. Aber es ist auch oft sehr schwierig und mißlich höhern Personen besonders Fürsten zu rathen; man kann dieses ohne die größte Behutsamkeit und ohne sich oft in Gefahren zu stürzen, nicht thun. Es ist Nichts, was wir mit so vielem Widerwillen aufnehmen, als Rathschläge. Wir sehen diejenigen, die uns dieselben geben, als Leute an, die unserm Geiste unrecht thun, und die uns für Kinder oder Unwissende halten wollen. Wir betrachten den Unterricht als einen heimlichen Tadel, und den Eifer, den man bey einer ähnlichen Gelegenheit zu unserm Besten äußert, als eine Wirkung der vorgefaßten Meinung von sich selbst, oder der Unbesonnenheit derjenigen, die denselben sehen. Es ist auch richtig, daß diejenigen, welche einen guten Rath geben wollen, hienin eine Ueberlegenheit des Geistes zeigen, wozu sie keinen andern Grund haben können, als weil sie, in Vergleichung unserer mit ihnen, einen Mangel der Klugheit oder der Erkenntniß an uns bemerken.

Was für ein Mittel soll man zwischen den zwey entgegengesetzten Meinungen zweyer berühmter Philosophen des Alterthums wählen, nämlich zwischen der des Aesop, daß man sich den Königen entweder gar nicht nähern, oder ihnen wenigstens nichts als angenehme Sachen vorsagen müsse; und zwischen der des Solon, daß man sich den Königen entweder gar nicht nähern, oder ihnen nichts als Wahrheiten, die ihnen nützlich sind, sagen soll?

Unter allen verschiedenen Arten, einen Rath zu geben, ist diejenige die feinste und die am meisten beliebt, welche vermittelst der Fabel geschieht; man mag ihr nun eine Gestalt geben, welche man will. Wenn man diese Art zu belehren und zu rathen genau betrachtet, so wird man finden, daß sie am Unanstoßlichsten und am Erträglichsten ist. Vermittelst der Fabel lehrt man uns das, was wir thun sollen, auf eine Art, daß wir uns einbilden, wir erinnern uns selbst an unsere Schuldigkeit; wir hören den, der zu uns redet, mit Vergnügen, oder wir lesen einen Fabeldichter wie einen Geschichtschreiber, und sehen die Lehren, die daraus entstehen, mehr wie Folgen, die wir selbst daraus abziehen, als wie Rathschläge an, die er uns gibt.

Deswegen lesen wir auch in den ältesten Geschichten, daß oft weise Männer ihren Königen Rathschläge in lehrreichen Fabeln ertheilt haben. Um diejenigen Beispiele wegzulassen, deren sich Jedermann erinnern kann; so ist eine solche Fabel in der türkischen Sprache zu finden, wo zwar einige morgenländische Ausschweifungen mit eingemischt sind, die aber dessenungeachtet sehr schön ist und hieher paßt.

Man sagt, daß Sultan Mahmoud, durch seine beständigen Kriege von Außen und durch seine Tyranny im Innern, verursacht hätte, daß ganz Persien voll alter Mauern von zerstörten Städten war. Sein Großvezier behauptete, von einem gewissen Derwisch die Kunst gelernt zu haben, die Sprache der Vögel so zu verstehen, daß in seiner Gegenwart kein Vogel den Schnabel öffnen könnte, ohne daß der Vezier verkünde, was er sagte. Als er nun eines Abends mit dem Sultan von der Jagd zurückkam, so sahen sie zwey Eulen auf einem Baume, der aus den Trümmern einer alten Mauer emporstieg, sitzen, die von hier aus ihr klägliches Geschrey hören ließen. Der Sultan, der sich an die vorgegebene Wissenschaft seines Veziers erinnerte, sagte hierauf: Ich möchte gern wissen, was diese zwey

Eulen zu einander sagen; gehet hin, höret die Unterredung an, und berichtet mir, was sie gesagt haben. Der Beyer näherte sich dem Baume, und stellte sich, als wenn er auf das Geschrey dieser Vögel sehr aufmerksam wäre. Nachdem er sich hierauf wieder zu dem Sultan gewendet hatte, so sagte er zu ihm, daß er einen Theil ihrer Unterredung sehr wohl verstanden hätte, daß er sich aber nicht untersehe, ihm dieselbe vorzutragen. Hiedurch aber reizte er die Neugier des Sultans nur um so mehr, der jetzt schlechterdings wissen wollte, was die Eulen gesagt hätten. Wisset also, sagte der Beyer, daß eine von diesen Eulen einen Sohn, und die andere eine Tochter hat, die sie an einander verheyrathen wollen. Der Vater des Sohns sagte zum Vater der Tochter: Bruder, ich willige in diese Eheverbindung, jedoch mit dieser Bedingung, daß du fünfzig zerstörte Dörfer zu ihrem Heyrathgute anweistest. Hierauf antwortete der Vater der Tochter: Statt fünfzig, will ich ihr fünfhundert anweisen, wenn du willst. Gott gebe dem Sultan Mahmond ein gutes und langes Leben! denn so lang er regieren wird, so lang wird es uns an zerstörten Dörfern nie fehlen. Die Geschichte sagt, Sultan Mahmond wäre durch diese lehrreiche Fabel so sehr gerührt worden, daß er alle die Städte u. Dörfer, die er zerstört, wieder aufbauen lassen, und von dieser Zeit an sich bemühe habe, für die Wohlfahrt seines Volkes zu sorgen.

### Merkwürdige Erklärung einiger Cardinäle und Bischöfe in Frankreich.

(Beschluß.)

„Mein, nicht um die Menschen der Unbestimmtheit ihrer Ideen, dem Schwanken ihrer Meynungen zu überlassen, hat ihnen der höchste Herrscher der Welt das Daseyn gegeben, und die Vernunft verliehen; dieselbe allmächtige Autorität, die ihren übrigen Geschöpfen die Nothwendigkeit auferlegte, den physischen Gesezen, wodurch sie regiert werden, unablässig zu gehorchen, hat eben so gebieterisch ihrem bevorrechteten Geschöpfe, welches sie mit Vernunft, mit Willen,

mit Freyheit, mit Moralität ausstattete, die Verpflichtung auferlegt, den religiösen Gesetzen, welche sie ihm vorschrieb, streng zu gehorchen. Sie offenbarte ihm Dogmen, und gebot ihm, sie zu glauben. Sie verkündigte ihm Gebote und ichärte ihm ein, sie zu halten; sie zeichnete ihm einen Cultus vor, und befahl ihm, ihn zu üben. Um die Vollziehung seiner positiven Gebote zu sichern, hat sie der höchste Gesetzgeber mit der stärksten Sanc- tion ewiger Seligkeit für die, welche sie halten, und ewiger Strafen für die, welche sie brechen, ausgerüstet; und dieses alles zusammen, diese ganze Masse von Wahrheiten, von Geboten, von Uebungen, von Versprechungen, von Drohungen, die seine Offenbarung ausmachen, hat er durch Beweise bekräftiget, die für Jedermann faßlich und von so schlagender Wahrheit sind, daß man die Augen freywillig verschließen muß, um sie nicht zu sehen.“

„Aber noch mehr: Wer hat diese innern Gefühle, welche man an die Stelle der äußeren Offenbarung setzen will, wer hat sie in des Menschen Herz gelegt? Niemand, als diese heil. Offenbarung selbst; sie sind eine ihrer Wohlthaten. Der Ungläubige durchforsche nur einmal seyn eigenes Herz, und er wird finden, daß es der religiöse Unterricht ist, den er in seinen Jugendjahren eingesogen, welcher diesen kostbaren Samen in seine Seele streute, der so viel natürliche Kraft hat, daß die Leidenschaften ihn nicht ersticken konnten. Um gröbliche Angriffe gegen die Religion gesetzlich zu autorisiren, gebraucht er das, was er von ihr empfangen hat.“

„Wir wollen hier ein kostbares Geständniß aus dem Munde eines der Vertheidiger des Gesetzes anführen: Man muß, sagte er, die Gottlosigkeit abhalten, wenn sie den Staat beunruhiget. Dieß ist nach den Grundsätzen einer guten Moral, einer guten Philosophie, einer guten Gesetzgebung, das Wesen, dieß sind die Grenzen des Gesetzes.“ Aber beunruhiget denn nicht die Gottlosigkeit, schon ihrem Wesen nach, den Staat? Indem sie die heil. Kette der Offenbarung sprengt, welche das Menschengeschlecht mit Gott verbindet, erschlaßt

sie die Bande, welche die Menschen untereinander verknüpfen, indem sie den Gesetzgeber verschwinden macht, dessen positive u. sichtbare Autorität Pflichten auferlegt, über deren Befolgung richtet, deren Verletzung bestraft, macht sie jeden Menschen zu seinem eigenen Gesetzgeber und zu seinem eigenen Richter; sie stellt ihn als höchsten Schiedsrichter seiner Pflichten gegen seines Gleichen hin.“

„Um die ärgerliche Weglassung der Religion in dem Gesetzentwurfe zu rechtfertigen und das Amendement, das deren Einschaltung verlangte, abzuweisen, hat man sich auf die durch die Verfassungs-Urkunde allen Religions-Übungen zugesandene Freyheit berufen. Man hat behauptet, daß ihnen dadurch die Vertheidigung ihrer religiösen Grundsätze untersagt werden würde. „Ein Gesetz, sagte man, welches die verschiedenen christl. Glaubensbekenntnisse anerkennt, und alle übrigen beschützt, kann, ohne sich selbst in Widerspruch mit seinem eigenen Prinzip zu setzen, keinem dieser Bekenntnisse, die Vertheidigung seiner Dogmen und seiner Übungen verbieten. Wenn man, ohne nähere Bestimmung, gröbliche Angriffe gegen die Religion bestraft, ist nicht zu befürchten, daß diese Verfügung der Intoleranz einen Vorwand bereitet? Die Religionen leben friedlich neben einander, und was ist der Grund hiervon? Kein anderer, als die Freyheit, deren sie genießen; von dem Augenblicke aber, wo ihr ihnen Schranken setzen wollt, zerstört ihr diese Freyheit, ihr werdet tyrannisch. Ihr erreicht euren Zweck nicht; ihr werdet die Diener der Religion nicht hindern die Dogmen der andern anzugreifen; sie verhaßt, sie schändlich zu nennen. Dieß ist die Sprache, welche jeder Religions-Diener zu führen das Recht hat, u. sicher auch führen wird. Ich sehe keinen Unterschied zwischen dem Princip des Amendements und den Gesetzen Domitian's.“

„Man hat also die widersprechende Anmaßung, die Freyheit der christl. Glaubensbekenntnisse ihre Lehren gegenseitig zu vertheidigen, als eine Verletzung der Freyheit der Götter

verehrung darzustellen; man verwechselt unredlicher Weise gröbliche Angriffe mit Controversen. Diejenigen, welche frech dergleichen Behauptungen aufstellen, haben also keine Idee von den polemischen Werken eines Bossuet, eines Nicole und anderer Katholiken einerseits, u. auf Seite der Protestanten, eines Claude, eines Bosnage und vieler andern. Sie wissen nicht, oder stellen sich an, als ob sie nicht wüßten, daß Liebe das höchste Gesetz aller christl. Glaubensbekenntnisse ist. Sie alle, indem sie ihre Lehre vertheidigen, treten in die Fußstapfen des berühmtesten der alten Controversisten der Kirche des großen heil. Augustinus. *Pereant errores, vivant homines!* Dieß war sein Grundsatz, dieß ist der ihrige. Dieß ist, was auch die Verläumdung darüber sagen mag, die Sprache, welche sie stets geführt haben, und welche sie unaufhörlich führen werden.“

„Aber durch den unbegreiflichsten und empörendsten aller Widersprüche ist es grade dieser Unglaube; welcher, indem er zu glauben vorgibt, daß die christl. Gemeinden sich durch Unbilden zerreißen würden, unablässig das Gift über sie ausgießt, wovon er angesteckt ist. Leider, Journale, Pamphlette, Broschüren, alles wird gegen den Herrn und Heiland aufgeboten. Hier werden Spöttereyen, dort Sarcasmen, anderswo gröbliche Angriffe, allenthalben Verläumdungen ausgespien.“

„Man scheint zu besorgen, die Abhaltung gröblicher Angriffe gegen die Religion möchte der Intoleranz einen Vorwand bereiten; man stellt eine lächerliche Vergleichung zwischen den verfolgenden Gesetzen Domitian's u. dem Gesetz auf, welches nicht erlauben würde, daß die Religion gröblich angegriffen werde. Und der Unglaube wagt es, von Intoleranz zu sprechen! der in den kurzen Augenblicken, wo er die Macht usurpirte, die grausamste aller Verfolgungen übte! Die Gesetze Domitian's und der übrigen heidnischen Verfolger schlachteten die Christen wenigstens einzeln, und nach erfolgtem Urtheilsspruche; aber die Gottlosen unserer Tage mordeten, ertränkten haufenweise die treuen Diener der Religion, und wir hatten, um uns ihrer Wuth zu entziehen, kein anderes

Mittel, als aus dem Vaterlande auszuwandern, und ihnen Alles Preis zu geben, was wir besaßen. Selbst im Namen der Toleranz begehren wir, gegen die unduldsamste und blutdürstigste aller Secten, die leichte Verfügung, daß die Religion nicht die Zielscheibe ihrer Angriffe seyn dürfe."

„Wir Eingangserwähnte Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, Mitglieder der Kammer der Pairs, haben gegenwärtige Erklärung unserer Gesinnungen mit unsern Unterschriften versehen, damit sie gegen den König, die beyden Kammern, die gallicanische Kirche, die allg. Kirche, den heil. Stuhl als feyerliche Aeserung der Grundsätze dienen möge, die uns unsere Väter im Glauben als Pfand hinterlassen haben, und die wir, einer heil. Pflicht gemäß, mit gewissenhafter Treue, unsern Nachfolgern hinterlassen müssen."

### Eine Liebesprobe aus der Vorzeit.

Zu den Zeiten der Tafelrunde waren die seltsamsten Gelübde der Liebe an der Tagesordnung. Späterhin wurden deren immer weniger, doch ist ein der grauesten Zeiten der Chevalerie würdiges, noch im sechzehnten Jahrhundert vorgefallen. Als Franz I. von Frankreich zu Pavia gefangen wurde, war ein gewisser Herr von Beauregard unter denen, welche die Flucht ergreifen mußten. Die traurige Situation seines Vaterlandes hielt ihn ab, dahin zurückzukehren, und er blieb in Turin, wo er sich bald in eine junge Witwe verliebte. Aurelia war von Gestalt so einnehmend wie Beauregard, und stand ihm auch an Geist und Welt nicht nach. Beauregard erklärte ihr seine Liebe, allein sie wollte nichts davon wissen. Sie hatte eine Abneigung gegen alle Franzosen und behauptete, daß keiner von Leidenschaft und Indiscretion frey wäre. Beauregard erboth sich alle Proben, welche sie ihm auflegen wollte, zu bestehen. „Gut," sagte sie endlich, als er nicht aufhörte, in sie zu drängen, „so verlange ich, daß ein ganzes Jahr lang kein Wort über Ihre Lippen gehe.

Beauregard antwortete ihr durch ein stummes Compliment, daß er bereit wäre, diese Bedingung zu erfüllen, und sprach von diesem Augenblick an bloß durch Zeichen.

Man glaubte allgemein, er habe die Sprache verloren. Sein Arzt bestand auf dem Versuche, ihn zu heilen, aber der echte Verliebte verschmähte alle Arzneyen. Er besuchte Aurellen, sprach mit ihr wie ein Stummer, legte die Hand oft auf sein stürmisches Herz und deutete ebenso oft auf ihre schönen Augen. Allein die grausame Aurelia zeigte noch immer kein Gefühl für seine Leiden, ja sie befahl ihm sogar, Turin zu verlassen und nach Frankreich zu gehen.

Der König war wieder in seinem Reiche und Beauregard, den er kannte, erschien am Hofe zu Paris. Der Monarch nahm Antheil an seinem Zustande und schickte ihm Aerzte zu, die nicht aufhörten, Heilmittel zu verschreiben.

Beauregard stellte sich folgsam; da aber ihre Mittel nicht anshlugen, so erschienen die Wunderdoctoren. Auch ihren Quacksalbereyen unterwarf er sich, wie er vorgab, doch blieb er stumm nach wie vor.

König Franz äußerte viel Bekümmerniß darüber. Einst ließ sich eine Fremde dem Monarchen vorstellen, und rühmte sich, im Besiß außerordentlicher Heilmittel zu seyn. Ihre Schönheit empfal sie noch mehr als ihre Worte. Dem Könige fiel sogleich Beauregard ein. Er mußte kommen. Beauregard erstaunte bey'm Anblick der Wunderdocterin. „Um Ew. Maj.“ begann jetzt die schöne Frau, „nur ein Pröbchen von meiner Wissenschaft zu geben, will ich diesen Stummen durch zwey kleine Worte heilen.“ „Reden Sie!“ sagte sie zu Beauregard, und sogleich war seine Stimme wieder da. Aurelie war es, wie man vermuthen wird. Geheime Kundschafter hatten ihr von der Treue Nachricht gegeben, mit der Beauregard seinem Versprechen nachgekommen war. Sie traute ihm nun auch die Fähigkeit zu, aus Liebe für sie alles zu thun und war nach Paris gereiset, diese Liebe durch Liebe zu beehren. Der König hörte mit Vergnügen der Geschichte zu, die ihm die beyden Liebenden erzählten und welche mit einer Heirath sich endigte.